

HALBIG, CHRISTOPH, *Der Begriff und die Grenzen der Tugendethik* (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft; Band 2081). Berlin: Suhrkamp 2013. 388 S., ISBN 978-3-518-29681-3.

Tugenden sind wieder in Mode gekommen. Politiker sprechen gern von Tugenden, beklagen ihren Verlust und inszenieren sich selbst als Garanten für deren Renaissance. Philosophen fordern eine Wiederbelebung und Rückbesinnung auf teils sehr unterschiedliche Tugendkataloge. Dabei kommt es regelmäßig zu einer Über- bzw. Unterforderung der Tugend, wie Halbig (= H.) in der Einleitung zu seinem Werk bemerkt. Auf der einen Seite nämlich werde versucht, neben deontologischen und konsequenzialistischen Ansätzen gewissermaßen als Konkurrenzmodell eine eigenständige Tugendethik zu kreieren, was – folgt man H. – einer Überforderung gleichkomme. Dann nämlich würde die Beurteilung von Handlungsoptionen als gut oder schlecht lediglich davon abhängen, ob sich der Akteur von seinem tugendhaften oder lasterhaften Charakter leiten ließe. Eine Unterforderung läge dagegen dann vor, wenn – besonders – die neuzeitliche Philosophie versuche, Tugenden derart in bereits bestehende konsequentialistische oder deontologische Systeme zu integrieren, dass ihnen kein intrinsischer, sondern lediglich ein instrumenteller Wert zukäme. Tugendhaft zu sein wäre dann für ein gutes Handeln zwar nützlich, jedoch prinzipiell entbehrlich.

Doch die Schwierigkeiten, die sich aus einer Revitalisierung der Tugend ergeben, beschränken sich keineswegs auf diese beiden Abgründe. Vielmehr scheint die Wiederbesinnung auf die Tugend zunächst einmal mehr Fragen mit sich zu bringen als zu klären: Was ist überhaupt eine Tugend? In welchem Verhältnis stehen Tugenden und Laster zueinander? Ist das Leben des Tugendhaften automatisch ein glückliches Leben, oder ist es nicht vielmehr so, dass der Tugendhafte eher der Verlierer ist, der in einer Logik der Gewinner den eigenen Nutzen nicht zu maximieren vermag? Setzen Tugenden einander voraus, oder sind sie unabhängig voneinander zu denken? Mit diesen und anderen Fragen beschäftigt sich H. im Rahmen einer umfassenden Ontologie der Tugend und unterzieht – in einem weiteren Schritt – die Leistungsfähigkeit dieser Kategorie für die Ethik einer kritischen Prüfung. Allerdings wird der Leser gleich an mehreren strategisch wichtigen Stellen darauf hingewiesen, dass H. das Projekt der Tugendethik für „gescheitert“ erachtet – so nämlich auf der Buchrückseite, in der Einleitung und im Fazit.

Bevor der Autor die Gründe dafür offenlegt und im Speziellen das Problem der strukturellen Über- bzw. Unterforderung der Tugend diskutiert, befasst er sich mit der grundlegenden Frage, was denn eigentlich eine Tugend ist. Erst dann nämlich lässt sich beantworten, was die Kategorie der Tugend in der Ethik zu leisten vermag und wie sich die unterschiedlichen modernen Ansätze einer Tugendethik sinnvoll strukturieren lassen.

Dieser Ontologie der Tugend geht H. im ersten Teil („Der Begriff der Tugend“) seines Buches, genauer gesagt im ersten Kap. des ersten Teils, dann auch ausführlich nach. In der Fülle der behandelten Aspekte setzt Verf. einen Schwerpunkt einerseits auf die Dimension des intrinsischen Wertes, wobei er vier Bedeutungen von „intrinsisch“ unterscheidet und in der Folge danach fragt, ob der Besitz oder die Ausübung einer intrinsisch wertvollen Einstellung zu intrinsischen Werten (= Tugend) das Primäre sei, andererseits auf die situationistische Herausforderung. Im zweiten Kap. unternimmt H. einen grundlegenden Klassifizierungsversuch von Tugenden, um dann im dritten Kap. die Struktur des Lasters und dessen Verhältnis zur Tugend näher zu beleuchten. Im vierten Kap. folgt eine Diskussion über die Einheit der Tugend, im fünften untersucht H. das Verhältnis von Glück und Tugend, insbesondere jene Spannung, die „zwischen einem Leben, das eine große Menge intrinsischer Werte verwirklicht, und einem Leben, das für die Person gut ist, dieses Leben lebt“ (272), bestehen mag und die ein tugendethischer Ansatz jedenfalls zu überwinden bestrebt sein muss.

Der zweite Teil des Buches handelt von den – bereits mehrfach angedeuteten – „Grenzen der Tugendethik“: Dabei werden im sechsten Kap. verschiedene zeitgenössische Zugänge analysiert, namentlich jene von Elizabeth Anscombe, Alasdair MacIntyre sowie Michael Stocker, und schließlich vier Formen von Tugendethik präsentiert, wobei Verf. hier unter anderem die Werke der Tugendethiker Michael Slote, James Martineau, Rosalind Hursthouse und Christine Swanton bespricht. Das Werk schließt mit einer

noch stärker systematischen Besprechung der diversen Grenzen und Hindernisse am Weg zu einer modernen Tugendethik ab (Kap. 7).

Das ernüchternde Ergebnis, auf das der Leser freilich schon vorbereitet war, lautet, dass das Projekt einer eigenständigen Tugendethik nach Meinung von H. gescheitert sei, und zwar insofern gescheitert, als die Erwartungen, welche üblicherweise an die Wiederbelebung der Tugendethik geknüpft sind, nicht befriedigt werden konnten. So eigne sich die Kategorie der Tugend nicht für die Apologie eines – häufig seinerseits erklärungsbedürftigen – *Common Sense* gegenüber der philosophischen Theoriebildung. Da überall dort, wo ein kritisches Korrektiv bzw. eine Orientierungshilfe geboten werden soll, doch ein Mindestmaß an Theoriebildung notwendig ist, trage die Tugendethik eben nicht zur Komplexitätsreduktion bei, genau so wenig, wie es sich bei ihr um einen Königsweg in der Beantwortung der Frage „Warum überhaupt moralisch sein?“ handle.

Wenn H. schließlich in seinem Ausblick einen möglichen Weg der Tugend nach der Tugendethik skizziert, scheint es ihm aber doch wichtig zu sein, die doch insgesamt positiven Beiträge der Tugend für eine moderne Ethik herauszuarbeiten und zu würdigen. Und so schließt er mit dem Satz: „Auch wenn es sich bei den Tugenden mithin nicht um die begrifflich primäre Kategorie der Ethik handelt, erweisen sie sich doch als primär für ein Verständnis sowohl des Ausgangspunktes unserer moralischen Entwicklung wie für die Bestimmung ihres Ziels – und damit auch als unverzichtbar für die Deutung des Wegs, der sich in Scheitern oder Gelingen zwischen beiden aufspannt.“ (365)

H.s Werk beinhaltet alle Zutaten für einen philosophischen Bestseller: begriffliche Schärfe, klarer Aufbau, präzise Argumentation, ein konsequent entwickelter Spannungsbogen und ein tragisches Ende. Da Verkaufsschlager im Bereich der akademischen Philosophie aber selten sind, verspricht es – zumindest – zu einem Standardwerk normativer Ethik zu werden.

C. PAGANINI

REYDON, THOMAS, *Wissenschaftsethik*. Eine Einführung (UTB 4032). Stuttgart: Verlag Eugen Ulmer 2013. 143 S., ISBN 978-3-8252-4032-5.

Mit seinem Einführungsband „Wissenschaftsethik“ richtet sich Reydon (= R.) primär an angehende Naturwissenschaftler, denen er in der Promotionsphase Grundwissen und Orientierung in besagtem Teilbereich der angewandten Ethik bieten will. Diese Ausrichtung bedeutet aber zugleich eine Weichenstellung weg von Detailfragen und Spezialisierung hin zu einer grundsätzlichen Sensibilisierung für die Problematik.

In den beiden einführenden Kapiteln (1. Bedeutung der Wissenschaftsethik, 2. Was ist Ethik?) stellt R. verschiedene grundsätzliche Überlegungen an. So diskutiert er etwa die zurzeit im deutschen Sprachraum geführte Debatte nach der Eigenart der Bereichsethik bzw. ob es sinnvoll sei, wenn in den unterschiedlichen Bereichsethiken unterschiedliche normative Regulative zur Anwendung kommen. Allerdings beschränkt er sich darauf, das Problem anzureißen, um sich dann – intensiver – mit der Frage auseinanderzusetzen, worin die spezifischen Herausforderungen der Wissenschaftsethik liegen: Die wissenschaftliche Handlungspraxis ist von Innovationen und raschen Veränderungen geprägt, deren gesellschaftliche Auswirkungen nur zum Teil abschätzbar sind. Auch ist es, so konstatiert er, schwierig, eine klare Abgrenzung gegenüber „verwandten“ Bereichsethiken vorzunehmen; vielmehr besteht zu diesen – namentlich aufgezählt werden die Technikethik, Bioethik und Nanoethik – eine Vielzahl an Überschneidungen. Auf diesem schwierigen Terrain nun ist es die Aufgabe der Wissenschaftsethik, Handlungsoptionen darzustellen und zu diskutieren.

Was die einleitenden Worte zur Ethik betrifft, so referiert R. zunächst die gängige Unterscheidung zwischen Moral und Ethik bzw. expliziert die wichtigsten normativen Ansätze. Letzteres geschieht, da Verf. auf diese Weise zeigen möchte, dass es für die Behandlung und – gegebenenfalls – Lösung eines wissenschaftsethischen Problems nicht gleichgültig ist, aus welcher Perspektive heraus dieses betrachtet wird. So bedeutet es bereits auf der Ebene der Wahrnehmung einen Unterschied, ob ich eine Fragestellung aus einem deontologischen oder einem utilitaristischen Blickwinkel sehe – um nur ein Beispiel zu nennen. Konsequenterweise mahnt R. angehende Naturwissenschaftler, seine Leser, die eigene Perspektive nicht für die einzig mögliche zu halten, sondern sich